
Koexistenz und Komplementarität rivalisierender Paradigmen: Analyse, Diagnose und kulturwissen- schaftliches Fallbeispiel

2

Gerhard Schurz

1 Das Ausgangsphänomen: Koexistenz rivalisierender Paradigmen

Gemäß Kuhns Wissenschaftstheorie (1979 [1962]) entwickeln sich wissenschaftliche Disziplinen in einer Abwechslung von zwei Phasen, einer *normalwissenschaftlichen* und einer *revolutionären* Phase. In der normalwissenschaftlichen Phase arbeiten die Mitglieder einer *wissenschaftlichen Gemeinschaft*, also die Vertreter einer bestimmten Forschungs- oder Fachrichtung, auf der Grundlage eines unhinterfragten *Paradigmas*. Ein solches Paradigma enthält nicht nur die Kernaussagen der jeweils vertretenen Theorien, sondern auch methodologische Normen und Werteinstellungen; es bestimmt sogar, in der ‚radikalen‘ Lesart Kuhns, die Beobachtungsdaten. Nur die gemeinsame Akzeptanz eines Paradigmas ermöglicht in der normalwissenschaftlichen Phase kontinuierlichen Wissensfortschritt. Wenn sich gewisse Daten, sogenannte *Anomalien*, einer kohärenten Erklärung durch das Paradigma widersetzen, werden diese Konflikte durch mehr oder minder *ad hoc* vorgenommene Modifikationen des Paradigmas bereinigt. Häufen sich jedoch solche Anomalien, so beginnen jüngere Gelehrte nach einem *neuen* Paradigma zu suchen. Sobald ein solches gefunden ist, tritt die Wissenschaftsentwicklung für eine gewisse Zeit in eine revolutionäre Phase

ein, in der zwei Paradigmen um die Vorherrschaft kämpfen. Mit einem Wechsel des Paradigmas sind jedoch, gemäß der ‚radikalen‘ Lesart Kuhns, alle gemeinsamen Rationalitätsstandards weggefallen, alle bisherigen Erfahrungsdaten werden neu interpretiert. Die beiden Paradigmen sind, gemäß Kuhns *Inkommensurabilitätsthese*, rational unvergleichbar, inkommensurabel, und der Kampf um die Vorherrschaft findet in Form eines wissenschaftspolitischen *Machtkampfes* statt, in dem die Anhänger des alten Paradigmas schließlich aussterben, wodurch sich das neue Paradigma durchsetzt und eine neue normalwissenschaftliche Phase einläutet. Als typische Beispiele führt Kuhn (1979 [1962]) den Übergang von der ptolemäischen zum kopernikanischen Astrologie oder von der Newtonischen zur Einsteinschen Physik an.

In der darauffolgenden Kuhn-Kontroverse ging es im wesentlichen darum, die wissenschaftstheoretischen Einsichten Kuhns von den Übertreibungen seiner „radikalen Lesart“ zu lösen, und die Rationalität wissenschaftlichen Wandels auf der Grundlage des Paradigmenbegriffs in gemäßigterer Form wieder zu etablieren (Lakatos 1974b; Hoyningen-Huene 1993; Bird 2000). Insbesondere wurde argumentiert, dass auch sehr unterschiedliche Paradigmen über eine, wenn auch beschränkte, gemeinsame Beobachtungs- und Alltagssprache verfügen, welche einen rationalen Vergleich beider Paradigmen in gewissem Umfang ermöglicht. Auf diese Weise konnten, nachdem sich die ‚postpositivistische‘ Wissenschaftstheorie von der ‚Kuhnschen Herausforderung‘ erholt hatte, eine Reihe bescheidenerer, aber realistischerer Kriterien rationalen Wissenschaftsfortschritts entwickelt werden (z.B. Lakatos 1974a; Stegmüller 1986, Kap. 3; Schurz 2006, Kap. 5).

Eine in der gesamten Kuhn-Kontroverse, von wenigen Ausnahmen abgesehen, stillschweigend von Kuhn übernommene Annahme war, dass in der normalwissenschaftlichen Phase einer Disziplin immer nur *ein* Paradigma vorhanden ist. Man ging von folgendem Bild aus: hier ein Paradigma, eine gewisse historische Zeitspanne danach ein anderes Paradigma, dazwischen ein *Paradigmenwechsel*, und die sich stellende Frage war, inwieweit dieser Wechsel irrational oder rational zustande gekommen ist. Kuhns Thesen in (1979 [1962]) stützten sich jedoch nur auf einige wenige naturwissenschaftliche (vor allem physikalische) Beispiele: die kopernikanische Wende, oder die Einsteinsche Revolution. In der Tat scheint hier ein globaler Paradigmenwechsel stattgefunden zu haben (obgleich Gholson und Barker 1985 zeigten, dass selbst hier Kuhns Annahme eine Vereinfachung darstellt). Mit Blick auf die Wissenschaften der letzten drei Jahrhunderte fallen jedoch zwei Eigentümlichkeiten ins Auge.

Insbesondere mit Blick auf die *Nichtnaturwissenschaften* scheint Kuhns These der Vorherrschaft eines Paradigmas nicht die Regel, sondern die Ausnahme

zu sein. Was man hier zumeist feststellt, ist eine lang anhaltende *Koexistenz* von rivalisierenden Paradigmen in ein und demselben Fachgebiet. Anhänger der Kuhnschen Auffassung könnten an dieser Stelle einwenden, dass Kuhns These der Vorherrschaft eines Paradigmas sich nur auf *reife* Wissenschaften bezieht, also solche, welche ihr historisches Frühstadium überwunden haben (vgl. Kuhn 1979 [1962], S. 28-31, 34-37). Es wäre jedoch sehr unplausibel, alle Nichtnaturwissenschaften für ‚unreif‘ zu erklären. Kuhn selbst spricht fast nie über die Nichtnaturwissenschaften; an einer Stelle bemerkt er: „es bleibt die Frage offen, welche Teilgebiete der Sozialwissenschaft überhaupt schon solche [allgemein anerkannte - d.A.] Paradigmata erworben haben“ (S. 34). Das ‚schon‘ in dieser Formulierung zeigt, dass Kuhn auch hier die Etablierung *eines* allgemein anerkannten Paradigmas *erwartet*. Die entscheidende Frage ist aber, ob diese Erwartung für die Nichtnaturwissenschaften überhaupt plausibel ist, oder ob nicht vielmehr die Koexistenz rivalisierender Paradigmen als der *Normalitätszustand* dieser Disziplinen aufzufassen ist.

Darüber hinaus kann man auch mit Blick auf die *Naturwissenschaften* bezweifeln, ob das Kuhnsche Bild stimmig ist. Im Bereich der physikalischen Fundamentalthorien ist seit geraumer Zeit ebenfalls eine Koexistenz rivalisierender Theorieansätze zu konstatieren, und ähnliches gilt für Teilgebiete der Medizin oder der Kognitionswissenschaft.

2 Einige Ergebnisse des Salzburger Spezialforschungsbereich „Paradigmenpluralismus“ (F012)

Das Phänomen der lang anhaltenden Koexistenz rivalisierender Paradigmen ist sehr erklärungsbedürftig. Nicht nur, dass es dieses Phänomen nach Kuhn nicht geben dürfte; es ist auch in der Standardwissenschaftstheorie nicht vorgesehen. Dieses Phänomen in den verschiedensten Disziplinen zu erforschen war die zentrale Themenstellung der interdisziplinären und interfakultären Projektgruppe, die sich im Jahr 1993 unter meiner Anleitung an der Universität Salzburg gebildet hatte, und im Jahr 1996 ihren ersten Antrag für einen Spezialforschungsbereich beim österreichischen Fonds für wissenschaftliche Forschung eingereicht hatte.

Der Ende 1996 beim FWF eingereichte SFB-Antrag wurde aufgrund der Gutachterempfehlungen 1998 in revidierter Form eingereicht und durch den FWF genehmigt. Der SFB F012 bestand aus neun Projektgruppen: 1. Wissenschaftstheorie (G. Schurz, J.-L. Patry, W. Schrempf, N. Gratzl), 2. Wissenschaftssoziologie (R. Bachleitner, J. Stagl, M. Gabriel, G. Armingier, M. Weichbold, D. Bischur, K. Krenn), 3. Geographie (P. Weichhart, G. Arnreiter, M. Schafraneck), 4. Rechts-

wissenschaften (J. Hagen, A. Buschmann, M. Strasser, B. Scherl, J. Leyrer), 5. Logik und Kognitionswissenschaften (G. Schurz, G. Kleiter, P. Weingartner, H. Prendinger, J. Czermak, H. Leitgeb), 6. Physik und Naturwissenschaften (P. Weingartner, T. Breuer, M. Stöltzner), 7. Erziehungswissenschaften (H.-J. Herber, E. Vászárhelyi, J.-L. Patry, K. Parisot, H. Astleitner, A. Gastager), 8. Handlungssoziologie (M. Gabriel), und 9. Ethik (E. Morscher, G. Schurz, J. Ziller, A. Siegetsleitner, R. Kamitz, P. Patry). Vom Budget der ersten 3-Jahres-Periode konnten 14 akademische Nachwuchsstellen finanziert werden. Die 1999 gestartete SFB arbeitete mit großem Elan, und unsere damalige Homepage <http://www.sbg.ac.at/sfb/> mit allen Informationen findet man mithilfe von Google immer noch im Netz. Leider wurde nach Ende der ersten dreijährigen Laufzeit durch eine den SFB-Interessen wenig zuträglichen Politik der Berufungskommission für die Nachfolge des Wissenschaftsphilosophie-Lehrstuhls der SFB in die unangenehme Lage gebracht, dass ihm für die zweite 3-Jahresperiode ein geeigneter Leiter fehlte, was letztlich dazu führte, dass diesem Spezialforschungsbereich ein vorzeitige Ende beschert wurde (für Details siehe Schurz 2012, § 2). Doch hatte sich der SFB trotz seiner mit Vorbereitungszeit nur 6 Jahre währenden Lebenszeit weit genug entfalten zu können, um nachhaltige Spuren zu hinterlassen. Für deren Zustandekommen sorgte unter anderem die schon vor SFB-Beginn verfasste Publikation *Koexistenz rivalisierender Paradigmen* (Schurz und Weingartner 1998), zusammen mit weiteren Folgepublikationen.

Eine Reihe von Wissenschaftler/innen haben anknüpfend an die Arbeit des Salzburger Spezialforschungsbereichs das Forschungsthema der Koexistenz rivalisierender Paradigmen aufgegriffen und weitergeführt. In der Medizin wurde die These der Koexistenz rivalisierender Paradigmen von Urban Wiesing angewendet und weiterentwickelt (2004, 33ff.). Auch in der medizinischen Heilungslehre fand der Ansatz des SFB Beachtung (Fuchs und Kobler-Fumasoli 2002, S. 6, S. 17ff.). Klaus Willimczik (2003, S. 244, 252ff.) hat die Thematik der Koexistenz rivalisierender Paradigmen in den Sportwissenschaften untersucht, und in den Geschichtswissenschaften wurde der Ansatz von Bianca Winkler (2008, z.B. S. 25ff.) und Albert Müller (2003, S. 17) aufgegriffen. In der Philosophie wurde die Thematik der Komplementarität rivalisierender Paradigmen von Max Urchs vertieft (1999, sec. 2), und in der Musikwissenschaft entwickelte Elvira Panaiotidi (2005) einen Ansatz zur Komplementarität von Paradigmen. In der Soziologie wurden die Arbeiten des SFB unter anderem in einem 2008 von Balog und Schülein herausgegebenem Sammelband aufgegriffen, z.B. von Evelyn Gröbl-Steinbach (2008) sowie Manfred Gabriel und Norbert Gratzl (2008). Auch Michael Schmid (2009) bezieht sich in einem Sammelband von Gerhard Preyer auf den SFB-Ansatz zur

Koexistenz rivalisierender Paradigmen. Einige dieser Autoren haben auch zum vorliegenden Band einen Beitrag beigesteuert.

3 Paradigmen, Paradigmennetze und Superparadigmen

Mastermind (1974) hat 21 Lesarten von „Paradigma“ in Kuhn (1967) herausdestilliert und in Hauptgruppen zusammengefasst (1974, S. 65). Im Anschluss an Masterminds Analyse hat Kuhn in (1977, S. 392f.) den Paradigmenbegriff folgendermaßen präzisiert. Statt von Paradigma spricht er nun von *disziplinärer Matrix*, und eine solche enthält ihm zufolge folgende Komponenten: (1.) symbolische Verallgemeinerungen, d.h. Kerngesetze von Theorien; (2.) Modelle, welche der Theorie Analogien für Anwendungserweiterungen liefern und programmatische Funktion haben; (3.) Musterbeispiele, d.h. allgemein anerkannte Erfolge der Theorie, sowie (4.) gemeinsame Werte (letztere Komponente findet sich nicht in 1977, aber in seinem Postskript in 1979 [1962], S. 194). In Anknüpfung an den späteren Kuhn habe ich in Schurz (1998) den folgenden vierkomponentigen Paradigmenbegriff entwickelt, der auch in der Einleitung vorgestellt wurde, weshalb ich mich hier kurz fasse:

Ein Paradigma besteht aus

- (1.) einer theoretischen Komponente: sie enthält einen Theoriekern, bestehend aus (1.1) Gesetzhypothesen und (1.2) Modellvorstellungen über einen abgegrenzten Gegenstandsbereich;
- (2.) einer empirischen Komponente, bestehend aus Musterbeispielen von anerkanntermaßen erfolgreichen Anwendungen;
- (3.) einer methodologischen Komponente, bestehend aus (3.1) Regeln und Methoden zur Untersuchung des Gegenstandsbereiches, (3.2) dabei einfließende erkenntnistheoretische Annahmen, sowie (3.3) normative Annahmen über von der Forschung verfolgte Werte und Interessen; sowie schließlich
- (4.) eine programmatische Komponente, bestehend aus einem Forschungsprogramm verbunden mit dem Versprechen, die darin zu erforschenden Gegenstandsbereiche (die weit über die Musterbeispiele von Komponente 2 hinausgehen) erfolgreich erklären zu können.

In Schurz (1998) wurde der Paradigmenbegriff ganz bewusst so weit gestrickt gewählt, um nicht nur auf Naturwissenschaften, sondern auch auf Sozial-, Geistes- und Rechtswissenschaften anwendbar zu sein. Es war zu erwarten, dass während man in den Naturwissenschaften Paradigmen mit einem deutlich artikulierten

Theoriekern finden würde, in den Sozial-, Geistes- und Rechtswissenschaften ein solcher Theoriekern nur wesentlich unschärfer, oft nur als vage Modellvorstellung, vorhanden wäre, wogegen in diesen Bereichen die methodologische und programmatische Komponente oft die dominante Rolle spielt. Auch war zu erwarten, dass sich in den Disziplinen der letztgenannten Bereiche die Paradigmen in ihrer methodologischen Komponente stark unterscheiden, angesichts der in diesen Disziplinen stark vorhandenen Methodenkontroversen (wie z.B. „qualitativ versus quantitativ“, „analytisch versus hermeneutisch“, „wertneutral versus interessensbezogen“, usw.), wogegen in den Naturwissenschaften ein zumindest überwiegend einheitliches methodologisches Superparadigma vorfindbar ist.

Im SFB haben wir uns dazu durchgearbeitet, diesen vierkomponentigen Paradigmenbegriff der besseren Übersichtlichkeit halber als ein zunächst zweikomponentiges Gebilde aufzufassen, bestehend aus einem *Theoriekern* und einem *methodologischen Rahmen*, wobei diese beiden Komponenten sämtliche der ursprünglichen vier Bestimmungstücke wieder umfassen. Der Theoriekern enthält nun Komponente 1 und 2, also Gesetzhypothesen, Modellvorstellungen und Musterbeispiele erfolgreicher Anwendungen, wogegen der methodologische Rahmen Komponenten 3 und 4 enthält, also Methodenannahmen, normative Wertannahmen, epistemologische Annahmen, sowie ein Forschungsprogramm. Die epistemologischen Annahmen enthalten insbesondere sogenannte *Relevanzannahmen* bzgl. der Wichtigkeit zentraler Erklärungsparameter für den untersuchten Gegenstandsbereich. Die Einführung dieser Relevanzannahmen war in Bezug auf den Paradigmenbegriff von 1998 *neu*; sie hatte sich als sehr nützlich für den intra- und interdisziplinären Paradigmenvergleich erwiesen.

Ich möchte diese Paradigmenkomponenten hier anhand zweier Paradigmen erläutern, die bislang nicht behandelt wurden, nämlich der handlungszentrierten Kulturwissenschaft versus der kulturellen Evolutionstheorie. Der *Theoriekern* der handlungszentrierten Kulturwissenschaft besagt, dass soziokulturelle Prozesse im wesentlichen das Ergebnis absichtsvoller Handlungen sind, in denen Akteure ihre Interessen aufgrund ihrer subjektiven Weltdeutungen zu realisieren versuchen; dabei wird eine kurz- bis mittelfristige Zeitperspektive eingenommen. Diese Ausrichtung ist gepaart mit Wert- und Relevanzannahmen, welche die herausragende Rolle des Subjekts für den Gang der Menschengeschichte, dessen Zeitperspektive, sowie die politische Dimension der Sozialwissenschaft herausstellen; oft geschieht dies in deutlicher Abgrenzung zu den Naturwissenschaften. Der *methodologische Rahmen* ist kompatibel sowohl mit der Anwendung empirisch-analytischer wie qualitativ-hermeneutischer Methoden. Genau genommen gibt es zwei methodologisch oppositionelle Varianten des Handlungsparadigmas: einerseits der *rational choice* Ansatz, der in methodologischer Hinsicht

empirisch-analytisch ausgerichtet ist und Handeln auf die aus subjektiver Sicht rationale Handlungsentscheidung von Individuen zurückführt, und andererseits der *lebensweltliche* Ansatz, der qualitativ-hermeneutisch orientiert ist und Handlungszusammenhänge aus individuellen Interpretation von sozialen Sinnzusammenhängen heraus versteht (s. Gabriel und Gratzl in diesem Band). Man erkennt an diesem Beispiel, dass die theoretische und methodologische Komponente von Paradigmen nicht notwendig aneinander gebunden sind.

Die kulturelle Evolutionstheorie ist ein vergleichsweise junges Forschungsprogramm, das unter anderem auf Dawkins' Konzeption der *Meme* – als kulturellem Gegenstücke der Gene – aus dem Jahr 1976 zurückgeht (s. Dawkins 1998, Kap. 11) und von vielen anderen Autoren weiterentwickelt, aber auch kritisiert wurde.¹ Im Gegensatz zur Soziobiologie wird hierbei Evolution *nicht* auf die genetisch-biologische Ebene reduziert. Es wird vielmehr eine *zweite* Ebene der kulturellen Evolution postuliert, welche auf der Evolution von Memen beruht, worunter menschliche Ideenkomplexe und Fertigkeiten zu verstehen sind, die durch die Mechanismen der Tradition und Informationsweitergabe von Generation zu Generation reproduziert werden. Was trotz aller Unterschiede zwischen der genetischen und der kulturellen Ebene (s. dazu Schurz 2011, Kap. 9) die beiden Evolutionsebenen miteinander gemeinsam haben, ist, dass sie durch die drei ‚Darwinschen‘ Module der Reproduktion, Variation und Selektion beschrieben werden. Die kulturelle Evolutionstheorie ist der älteren Systemtheorie nahe, da sie ebenso wie jene eine soziale und zeitliche Makroperspektive einnimmt (zur Systemtheorie s. Gabriel und Gratzl in diesem Band). Im Gegensatz zur sozialwissenschaftlichen Systemtheorie, etwa im Sinne von Luhmann (1984), die weitgehend im Modus von qualitativ-metaphorischen und programmatischen Behauptungen verbleibt, hat die kulturelle Evolutionstheorie in den genannten Darwinschen Modulen einen konkreten Theoriekern aufzuweisen, der zusammen mit weiteren Annahmen empirischen Gehalt besitzt und empirisch kritisierbar ist (vgl. Schurz 2011, Kap. 7).

Der *Theoriekern* der kulturellen Evolutionstheorie begreift soziokulturelle Prozesse somit als Ausfluss des Zusammenspiels der intergenerationellen Tradierung von Kultur, individueller Variation derselben in jeder neuen Generation sowie einer über viele Generationen wirkenden kulturellen Selektion. Dabei wird eine langfristige Zeitperspektive eingenommen und das langfristige Resultat kultureller Selektion lässt sich im Regelfall nicht mehr als Resultat der zielgerichteten

1 Campbell (1974), Cavalli-Sforza und Feldman (1981), Boyd und Richerson (1985), Blackmore (2000), Mesoudi et al. (2006), Schurz (2011). Für kritische Reztption s. z.B. Auger (2000), Bryant (2004).

Handlungen von Individuen begreifen – auch nicht als das Resultat jener „großen Individuen“, denen der Common Sense in herkömmlichen Geschichtsbüchern huldigt. Der *methodologische Rahmen* der kulturellen Evolutionstheorie ist empirisch-analytisch orientiert, mit Fokus auf quantitativen und mathematisch-theoretischen Methoden. Dies paart sich mit Wert- und Relevanzannahmen, welche die Relevanz der Langzeitperspektive betonen, sowie die oftmalige Ungewolltheit der Langzeitwirkung von Selektionsparametern.² Von Vertretern der kulturellen Evolutionstheorie wird im Regelfall die methodologische Einheit von Natur- und Sozialwissenschaft angestrebt; dabei werden weniger politische als langfristig ökologische und humanitäre Zielsetzungen in den Fokus gerückt.

Zurück zum Paradigmenbegriff im allgemeinen. Die *historische Entfaltung* eines Paradigmas vollzieht sich, indem durch Anreicherung des Theoriekerns mithilfe von spezielleren Hypothesen (teils Gesetzes- und teils Faktenhypothesen) sukzessive empirisch gehaltvolle Theorien T_1, T_2, \dots entwickelt und anhand des ebenfalls zunehmenden Korpus von empirischen Daten E_1, E_2, \dots überprüft und modifiziert werden. Oft muss in diesem Zusammenhang das ursprüngliche Forschungsprogramm verändert werden, d.h. die aus dem Theoriekern „herauswachsende“ Theorienrevolution kann zu Veränderungen der methodologischen Komponente eines Paradigmas führen.

In ihrem Zusammenspiel bilden die unterschiedlichen Paradigmen ein *Paradigmenetz*, in dem interessante Strukturen von allgemeinerer Art erkennbar sind. Als wichtiges Konzept stellte sich hier der Begriff des *Superparadigmas* heraus: darunter ist eine Menge von Paradigmen eines Paradigmennetzes zu verstehen, die sich die methodologische Komponente miteinander teilen, jedoch nur teilweise überlappende Theoriekerne und Anwendungsbereiche besitzen. Typische Beispiele von Superparadigmen finden sich in den Sozial- und Humanwissenschaften. So führt Hoffmann (1991) als Hauptparadigmen der Erziehungswissenschaften das empirische, das hermeneutische und das kritische Paradigma an. Dabei handelt es sich nicht um unterschiedliche Theoriekerne, sondern um unterschiedliche Superparadigmen; der Einteilungsgesichtspunkt liegt allein auf der methodologischen Komponente. Analog handelt es sich bei den Paradigmen der physiologischen Geographie versus der Humangeographie (vgl. Arnreiter und Weichhart 1998) vorallem um unterschiedliche Superparadigmen.

Was die Naturwissenschaften betrifft, so teilen sich die meisten dieser Disziplinen das empirisch-analytische Methodenparadigma. Kuhns Frage (1977, S. 391), ob nicht alle Naturwissenschaftler insgesamt eine wissenschaftliche Gemein-

2 Vgl. hierzu die Ausführungen zur Evolution der Technik oder zur Umweltzerstörung in Schurz (2011, Kap. 9-10)

schaft (scientific community) bilden, kann lediglich in diesem methodologischen Sinn verstanden werden, denn mittlerweile sind diese Disziplinen in einem so hohen Maß spezialisiert, dass nur wenig fachübergreifendes Verständnis vorhanden ist – die aktuellen Theorien der Festkörperphysik etwa werden von Gehirnforschern ebenso wenig verstanden wie von organischen Chemikern. Darüber hinaus ist der Begriff des „empirisch-analytische Methodenparadigma“ nicht sonderlich scharf, sondern lässt diverse Unterschiede zu, zum Beispiel in Hinblick auf die erkenntnistheoretische Frage einer realistischen versus konstruktivistischen Deutung des Gehalts von empirisch bewährten Theorien. Insbesondere mit Blick auf die Quantenmechanik und die Psychologie ist dies eine nach wie vor offene Frage, sodass die Ansicht, dass sich die gegenwärtigen Naturwissenschaften ein einziges Methodenparadigma miteinander teilen, auch bezweifelt werden kann.

4 Inhaltliche Komplementaritäten zwischen nachhaltig koexistierenden Paradigmen

Eine zentrales Anliegen des Salzburger Spezialforschungsbereiches war es, die unterschiedlichen Beziehungen zwischen koexistierenden Paradigmen zu studieren, einerseits auf der kognitiven (theoretischen und methodologischen) und andererseits auf der wissenschaftssoziologischen Ebene. Eine Vielfalt kognitiver Beziehungen zwischen Paradigmen sind möglich und wurden in Schurz (1998) abgehandelt. In diesem Aufsatz möchte ich die für das Thema der *Koexistenz* von Paradigmen weniger interessanten Fälle ausblenden: nämlich einerseits den Fall, dass die Paradigmen inhaltlich kaum etwas miteinander zu tun haben, und andererseits den Fall, wo ein Paradigma auf das andere reduzierbar bzw. in das andere einbettbar ist. Blendet man diese Fälle aus, so verbleibt jene Situation, die für eine lang anhaltende Paradigmenkoexistenz zumeist die Hauptverantwortung trägt: nämlich die Situation der *inhaltlichen Komplementarität*.

Eine inhaltliche Komplementarität von Paradigmen liegt vor, wenn zwei Bedingungen erfüllt sind: *erstens* überlappen sich die Begriffssysteme und die programmatischen Anwendungsbereiche der komplementären Paradigmen zu einem erheblichen Anteil, aber nicht vollständig, und *zweitens* gelingt es keinem Paradigma, in seiner Erfolgsbilanz das andere (oder die anderen) Paradigmen kognitiv zu übertrumpfen und zu verdrängen. Das liegt daran, dass die Theorieansätze der komplementären Paradigmen sich gegenseitig ergänzen, das heißt, sie eignen sich für jeweils unterschiedliche empirische Anwendungen unterschiedlich gut: neben Phänomenen, die von beiden Theoriekernen gut erklärt werden, gibt es einige Phänomene, die besonders gut durch den einen Theorieansatz, und

andere Phänomene, die besonders gut durch den (oder einen) anderen Theorieansatz erfasst werden. Dass zwischen nachhaltig koexistierenden Paradigmen oft eine solche Situation der inhaltlichen Komplementarität gegeben ist, war ein zentrales Ergebnis des Salzburger Spezialforschungsbereichs, das sich in unterschiedlichen Disziplinen herauskristallisierte.³ Komplementarität kann sich aber nicht nur zwischen den theoretischen Komponenten zweier Paradigmen, sondern auch zwischen ihren methodologischen Komponenten, bzw. zwischen zwei korrespondierenden Superparadigmen ergeben; in diesem Fall spreche ich von *methodologischer Komplementarität*.

Ein Beispiel für eine inhaltliche Komplementarität, die für die Geographie, die Sozialwissenschaften sowie Kultur- und Geschichtswissenschaften bedeutsam ist, ist die Komplementarität zwischen *Mikro- und Makrotheorien* über menschliche Handlungssysteme. Der Gegenstandsbereich ist hier ein *komplexes Phänomen*, und während Mikrotheorien dieses Phänomen von der Ebene *kleinster* Bestandteile heraus zu erklären suchen, setzen Makroparadigmen die Erklärung direkt auf der Ebene komplexer Phänomeneigenschaften an.

Eine analog geartete inhaltliche Komplementarität besteht zwischen der schon angesprochenen handlungstheoretischen und der evolutionstheoretischen Kulturwissenschaft. Die Unterscheidung zwischen Mikro- und Makroperspektive bezieht sich in diesem Fall weniger auf die synchrone Systemkomplexität als auf die *diachrone Zeitperspektive*. Der handlungstheoretische Ansatz nimmt eine zeitliche Mikroperspektive ein, welche (maximal) eine Menschengeneration oder ein Menschenleben umfasst. Der Handlungserfolg und das Schicksal einer Person oder Personengruppe wird dabei aus dem Leben, den Bedingungen und den subjektiven Interessen und Einstellungen der Person oder Personengruppe erklärt. Reiht man viele solcher Handlungsschicksale oder Lebensgenerationen aneinander, so entstehen die *narrativen*, d.h. erzählenden Darstellungen der traditionellen Geschichtswissenschaften. Was dabei verlorengeht, ist die Erklärung *langfristiger* Trends und Regelmäßigkeiten, die sich nicht aus den Intentionen der einzelnen Personen bzw. ihrer Handlungen ergeben. Eben diese fasst die evolutionstheoretische Kulturwissenschaft ins Auge. Von vornherein wird hierbei eine zeitliche *Makroperspektive* gewählt, in der Sequenzen von vielen Generationen betrachtet werden, in denen die variierenden Einzelabsichten von Personen oder Personengruppen nur mehr die Rolle gerichteter Handlungsvariationen spielen.

3 Dabei fasse ich im Begriff der „inhaltlichen Komplementarität“ die beiden Unterarten der „empirischen“ und „theoretischen“ Komplementarität von Schurz (1998, §7+8) zusammen; denn in allen interessanten Fällen treten diese beiden Unterarten gemeinsam auf.

Die multiparadigmatische Struktur der Wissenschaften

Kornmesser, S.; Schurz, G. (Hrsg.)

2014, X, 365 S. 17 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-00671-6